

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban**.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Im Park war es trotz des hellen Sternenhimmels stockfinster, weil die dichtbelaubten hohen Bäume den schwachen Schein absperrten, und der Arzt tappte sich vorsichtig den gewundenen Parkweg nach der Felsentreppe hin. Ein Diener hatte ihm gesagt, daß er den Marinajo unten am Strand treffen würde, wo er während des Sommers gewöhnlich schlief. Es war vorgekommen, daß sich Fischer, Schmuggler oder Strolche Nachts vom Meer her dem Park genähert hatten, um Früchte zu stehlen, deshalb mußte jemand als Wache unten am Strande sein, und das fiel naturgemäß dem Marinajo des Hauses zu.

Als der Arzt langsam und vorsichtig die Felsentreppe hinunterging, sah er denn auch unten am Strande ein Licht, das sich hin und her bewegte. Das mußte Peppino sein, der sich vielleicht irgendwelcher Hantierung wegen eine Laterne angezündet hatte.

„Peppino!" rief Gherardi halblaut.

Das Licht blieb stehen, und gleich darauf hörte man den bei neapolitanischen Schiffern üblichen, langgezogenen Ruf: „Aoooooh!"

Es war Peppinos Stimme, und der Arzt stieg nun die Treppe vollends hinab. Als er näher kam, sah er, daß Peppino damit beschäftigt war, auf gewisse Felsvorsprünge, die von den Wellen nicht erreicht wurden, kleine Stückchen Thunfisch, die er aus einem Topfe nahm, zu legen.

„Was tust du da?" fragte Gherardi.

„Das ist für die verwünschten Ratten, die mich nicht schlafen lassen."

„Du lockst sie ja aber damit erst recht an."

„Ja. Aber die Lockspeise ist mit Arsenik gepfeffert."

„Ah so. Fressen sie denn das?"

„Nein. Aber sie riechen es und reißen aus."

„Wo hast du denn das Gift her?"

„Ich habe immer welches. Manchmal wird es mir gestohlen, aber ich bekomme immer wieder welches."

„Wer könnte denn so etwas stehlen? Und wozu?"

Peppino antwortete nichts und zuckte nur mit den Schultern.

Endlich war er mit seiner Arbeit fertig und kam näher heran.

„Willst du rauchen, Peppino?" fragte Gherardi, indem er dem Schiffer eine Toskana anbot.

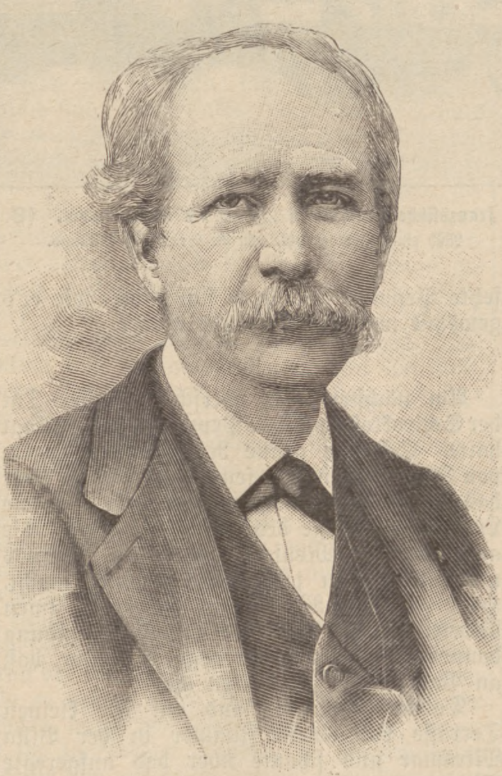
Dieser nahm mit einem leichten Kopfnicken die Zigarre und zündete sie sich an.

„Es wird sich hier manches ändern," fuhr Gherardi plaudernd fort, in der Hoffnung, den Marinajo zum Reden zu bringen, „und zwar in ganz kurzer Zeit."

Peppino blies mit sichtlichem Genuß dicke Rauchwolken vor sich hin und sah den Arzt fragend an.

„Ich meine, Fräulein Severa geht tüchtig ins Zeug. Ehe man sich's versieht, wird sie Gräfin di Monteverde sein."

„Und ehe man sich's versieht, wird sie es nicht mehr sein," entgegnete Peppino mit einer gewissen spöttischen Schärfe.



Marcellin Berthelot †. (S. 123)

Der Arzt sah ihn prüfend an. Er schien noch nicht zu verstehen, was Peppino sagen wollte, aber er sah, wie in den Augen des Burschen Zorn, Ärger und vor allem Neid blitzte, wie man es häufig bei Leuten findet, die es nicht verwinden können, daß es einem anderen gut geht.

„Wenn sie nur halb so klug wäre wie meine Ratten," fuhr Peppino fort, „so müßte sie doch den Braten riechen und laufen, so weit sie ihre Füße tragen. Da sieht man, wie klug ein Tier und wie dumm ein Mensch ist."

„Was willst du damit sagen, Peppino? Ich verstehe dich nicht."

„Ist auch nicht nötig, Signore. Um so besser würde mich die verstorbene Gräfin verstehen, wenn sie mich hören könnte."

„Warum diese?"

„Weil sie aus Erfahrung weiß, was ich meine."

„Und was meinst du denn?"

Peppino antwortete wieder nicht, sondern zog nur die Schultern hoch und steckte die Hände in die Taschen.

Doktor Gherardi kannte diese Art und Weise, etwas zu verstehen zu geben, ohne es zu sagen. Neapel ist das Paradies der Verleumdung und der verleumderischen Lüge. Von Hause aus gewohnt, von seinem Mitmenschen alles Schlechte zu glauben und alles Gute in Zweifel zu ziehen, braucht es beim Neapolitaner nur halber Worte, flüchtiger Andeutungen, um von seinem Nebenmenschen die unerhörtesten Schurkereien begreiflich zu finden. So merkte auch Gherardi rasch, was Peppino, ohne es sagen zu wollen, meinte. Aber das genügte ihm nicht. Er wollte in Erfahrung bringen, ob Peppino einen Grund hatte, einen so fürchterlichen Verdacht zu hegen, oder ob lediglich Neid und Bosheit aus ihm sprachen.

„Peppino," sagte der Arzt leicht drohend, „man soll nichts sagen, was man nicht weiß und nicht beweisen kann."

„Natürlich!" versetzte dieser mit hämischer Ironie. „Wenn einmal ein armer Teufel fünf Soldi stiehlt, dann hetzt man die Polizotti auf ihn, bis man ihn beim Kragen hat und ins Gefängnis wirft. Wenn aber ein großer Herr ein Vermögen in die Tasche steckt, weiß keiner von all den Lumpenhunden etwas, und alle finden das Ding in der Ordnung. Und wenn je einmal einer, der es besser weiß, den Mund aufmacht, so schlägt man ihm drauf und sperrt ihn ins Loch. Sie waren ja auch dabei, wie die Gräfin starb."

„Ich war damals noch Assistent des Ca-

valiere Lombardi. Dieser hat die Gräfin behandelt und auch ihre Todesursache festgestellt, während ich nur aushilfsweise zugezogen wurde."

„Der alte Schafskopf von Cavaliere wußte nicht einmal, was ihm selber fehlte, um wie viel weniger, was anderen fehlte. Kindbettfieber soll's gewesen sein. Nun ist er selber gestorben, und manche Leute können sich freuen, daß er tot ist. Es ist nur schade, daß der alte Lombardi nicht seinen eigenen Totenschein hat ausfüllen können. Er hätte vielleicht auch als Todesursache Kindbettfieber angegeben. Der Narr war sein Lebtag ein altes Weib."

Gherardi glaubte endlich gefunden zu haben, was dem Burschen die Zunge löste und ihn gesprächig machte. Er brauchte nur seine Angaben in Zweifel zu ziehen, um ihn in seiner eitlen Wichtigtuerei zu immer weiteren Anklagen zu veranlassen.

„Peppino," sagte er warnend, „ich meine es gut mit dir und rate dir, nichts zu sagen, was du nicht weißt."

„Bah!"

„Er ist dein Herr, und du bist sein Diener."

„Aber ich bin nicht sein Esel."

„Es kann dir teuer zu stehen kommen, wenn deine Redereien unter die Leute kommen."

„Ich kann sagen, was ich weiß, und mehr sage ich nicht," fuhr Peppino trotzig auf. „Sehen Sie, Herr Doktor, wie oft habe ich dort in meiner Bude gelegen bei jedem Wetter, wie manche Nacht hat mir der Sturm die Schaumwellen bis vor die Füße gespritzt, wie oft habe ich gehorcht, ob ein Bootskiel auf dem Ufersande knirscht, und die Spitzbuben unseren Gärten einen Besuch abstatten wollen; da gewöhnt man sich zuletzt einen Schlaf an, wie man eben auf der Wache schläft, oder wie man sagt: mit einem Auge, und das will heißen, man sieht und hört, auch wenn man schläft."

„Nun also? Was weiter?"

„Nun sehen Sie, hier lag die Tüte mit dem Arsenik, hier das bißchen Schilf und Stroh, das Kopfkissen und ein alter Rock — das ist mein Bett. Hier schlafe ich. Nun sehe ich in der Nacht, während ich schlafe, mit dem einen Auge, das nicht schlief, wie sich ein gewisser Jemand über mich wegbeugt, die Tüte nimmt und wieder verschwindet."

„Peppino! Peppino! Nimm dich in acht."

„Ich höre nicht, daß ein Boot auf dem Ufersand aufstößt und wieder abstößt, aber ich höre, wie ein gewisser Jemand die Treppe hinaufgeht, und am anderen Morgen sehe ich, daß meine Tüte fort ist."

„Die Wellen werden sie fortgespült haben."

„Jawohl, oder die Ratten haben sie aufgefressen. Das ist ja so klar wie ein Licht. Aber drei Tage später war Gräfin Malvesina tot."

„Am Kindbettfieber."

Peppino lachte. „Natürlich, am Kindbettfieber."

„Wir sind allein, Peppino, da hat das weiter nichts auf sich. Aber ich möchte dir nicht raten, solche Dinge anderen zu erzählen oder öffentlich —"

„Ich weiß, was ich weiß, und damit gut, Herr Doktor."

„Ja doch. Lassen wir's gut sein. Was ich sagen wollte, Peppino — also morgen früh um sechs Uhr fährst du mich nach dem Dampfer."

„Wenn er geht."

„Warum sollte er nicht gehen?"

„Wir bekommen einen schweren Schirokko, und dann geht er wahrscheinlich nicht."

„Nun, wir werden ja sehen. Einstweilen gute Nacht, Peppino. Ich muß gehen."

„Felicissima notte, Signor Dottore!" versetzte Peppino und legte sich dann, wie er's gewöhnt war, am Strande nieder.

Das französische Linienschiff „Jena" in voller Fahrt. (S. 123)
Nach einer Photographie von A. Croce in Mailand.

3.

Am nächsten Tag herrschte in der Tat der Schirokkosturm, den Peppino vorausgesagt hatte. Schwere graue Regenwolken zogen, von Süden kommend, feucht und niedrig über das Meer und brachten eine dicke, warme Luft, diese Plage des schönen Südens, die auch gesunde Menschen mißmutig, nervös und unlustig zu jeder Beschäftigung macht. Hohe hellgrüne Wellen mit weißen Kämmen bildeten sich auf dem Golf, und die Brandung donnerte in einer Weise gegen die Ufer, daß an Baden nicht zu denken war.

Doktor Gherardi stand auf der kleinen Terrasse vor einem Zimmer in der Villa Miramar und schaute über das aufgeregte Meer.

„Um so besser," murmelte er. „So brauche ich nicht erst eine Entschuldigung für mein Hierbleiben zu erfinnen."

Er hätte natürlich auch auf dem Landwege über Castellamare nach Neapel zurückkehren können, wenn es ihm damit geeilt hätte. Aber das schien nicht der Fall. Er schickte einen Diener mit einem Telegramm auf das Telegraphenamt, das die Verzögerung seiner Rückkehr anzeigen sollte, und begab sich selbst nach dem Villino Giandomenico, um den Damen de Mendrisi seine Aufwartung zu machen. Das war ihm wichtiger als seine Patienten im Hospital zu Neapel. Es stand hier zu viel für ihn auf dem Spiele.

Frau de Mendrisi hatte nach seinem oberflächlichen Überschlag mindestens eine Rente von zwanzigtausend Lire. Das wäre für ihn eine lebenslängliche Versorgung gewesen, wie er sie als Arzt niemals erringen konnte. Also Doktor Gherardi hatte, auch abgesehen von seiner heißen Liebe, wohl Ursache, noch einige Tage in Sorrent zu bleiben.

„Wollen Sie die Güte haben, mich bei Frau Josephina de Mendrisi oder bei Fräulein Severa de Mendrisi anzumelden?" sagte er liebenswürdig und jovial zu dem hübschen Dienstmädchen, das ihn nach seinem Begehr fragte.

„Sogleich, Herr Doktor," antwortete diese, erfreut über die nette Anrede, und lief davon.

Wenige Augenblicke später empfing ihn Severa allein in ihrem Salon.

„Sie müssen schon inzwischen mit mir allein fürlieb nehmen, Herr Doktor," sagte sie lächelnd, „Mama ist noch mit ihrer Toilette beschäftigt, wird aber gleich kommen."

Er näherte sich ihr rasch und küßte ihr die Hand. „Um so mehr muß ich mich beeilen, von der günstigen, vielleicht nie wiederkehrenden Gelegenheit Gebrauch zu machen," flüsterte er zärtlich.

„Inwiefern?" fragte sie ruhig. Es war immer dasselbe vornehm-höfliche, freundliche Wesen, mit dem ihm Severa entgegentrat, und doch hatte er das Gefühl, als ob ihr dieses Alleinsein mit ihm erwünscht, vielleicht gar künstlich von ihr herbeigeführt worden sei, um Klarheit zwischen ihnen zu schaffen. Bei aller Freundlichkeit und Höflichkeit hatte ihre Stimme doch einen bestimmten, festen Klang.

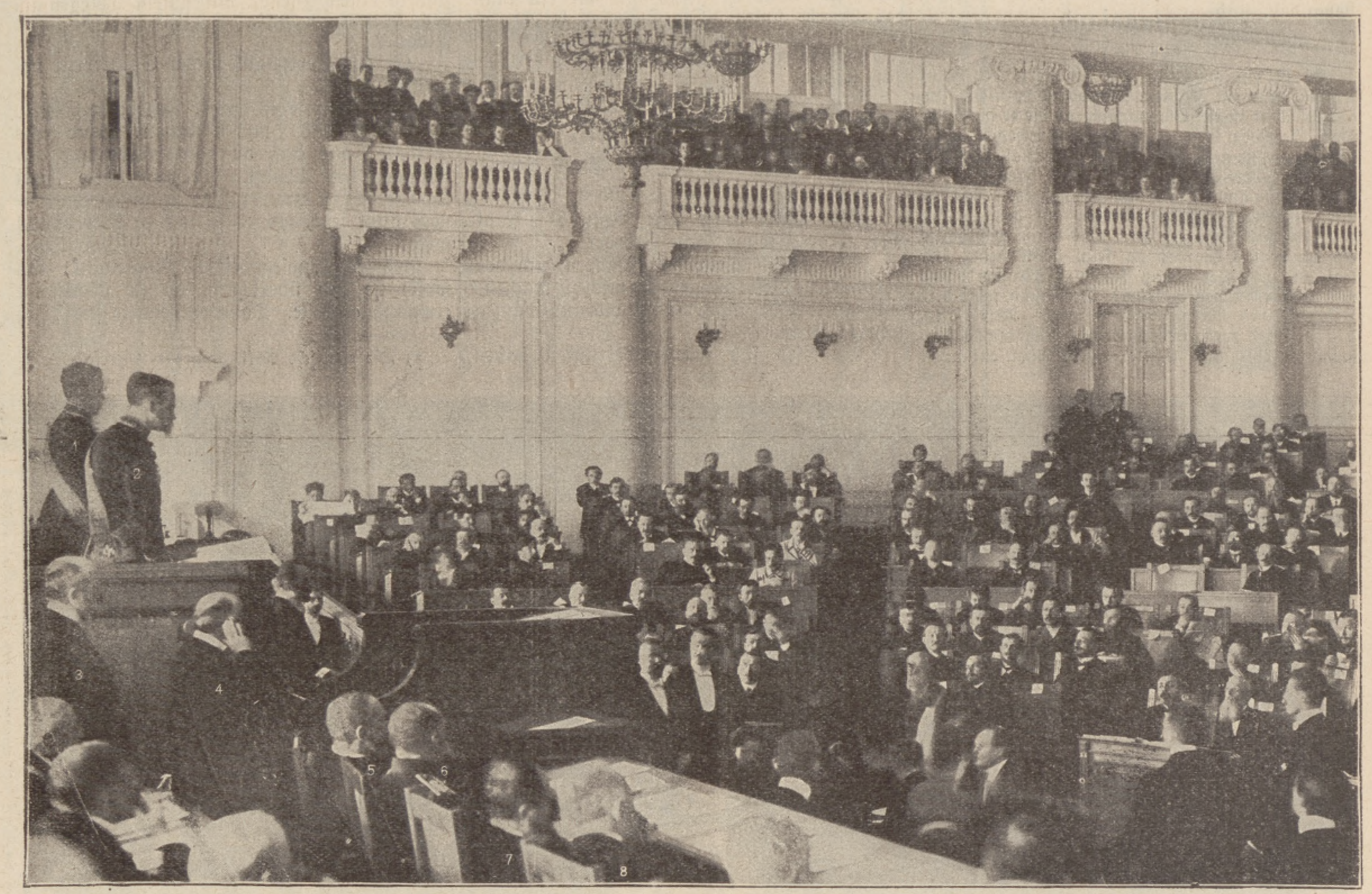
„Sie können noch daran zweifeln, Severa?" fragte er mit einem tiefen Seufzer.

„Sagen Sie mir nur, um was es sich handelt, Herr Doktor, dann werde ich auch wissen, ob ich daran zweifle oder nicht."

„Es handelt sich darum, Severa, endlich einmal auf eine offene, ehrliche Frage eine offene, ehrliche Antwort zu erhalten."

„Gut. Fragen Sie!"

„Severa," begann er mit leiser, vor Erregung leicht zitternder Stimme, „Sie wissen, wie ich Sie liebe, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie von der Aufrichtigkeit meiner Gefühle, von der Hingabe und Un-



1. Reichssekretär Baron Üxküll v. Gyldenbandt. 2. Vizepräsident des Reichsrats Golubew. 3. Minister des Auswärtigen v. Iswolsky. 4. Minister v. Schwanebach. 5. Ministerpräsident Stolypin. 6. Baron Fredericksz. 7. Finanzminister Kokowzoff. 8. Verkehrsminister Schaufuß.

Die Eröffnung der zweiten russischen Reichsduma in St. Petersburg.

widerstehlichkeit meiner Liebe überzeugt sind. Wenn je ein Mann Kraft und guten Willen in sich gefühlt hat, die Frau seiner Wahl zu beglücken, so bin ich es. Wollen Sie mir vertrauen? Das Wort, um das ich Sie bitte, ist ein armseliges, kleines Wort, dessen Hauch man kaum spürt, und doch birgt es für mich mein Glück, mein Leben, meine Welt. Das Wort, um das ich Sie bitte, ist eines jener ewigen Zauberworte, das Welt und Menschen zu verwandeln im stande ist, das Glück oder Unglück, Wohlfahrt und Gedeihen oder Elend und Untergang schafft. Bedenken Sie das wohl, Severa, haben Sie Mitleid mit meiner Liebe und sagen Sie mir, ob Sie die Meine werden wollen. Ich will Sie auch nicht drängen, und wenn Sie glauben, daß es jetzt nicht sein kann, so will ich mich bescheiden und gedulden, wie Sie es wünschen; nur sagen Sie mir das eine Wort, daß Sie jetzt oder später die Meine werden wollen."

Er faßte wieder ihre Hand und hielt sie fest in den seinen. Dabei kam er ihr so nahe, daß sie seinen Hauch spürte und glaubte, daß er sie küssen würde.

Sie trat etwas von ihm zurück und suchte ihre Hand freizumachen. „Sie haben auf eine offene und ehrliche Frage eine offene und ehrliche Antwort gewünscht," sagte sie ruhig und bestimmt. „Nun denn: das Wort, auf das Sie so ungemein viel Wert legen, lautet: niemals!"

Als ob er einen Schlag empfangen hätte, ließ er rasch ihre Hand los und trat zurück. Sein Gesicht verzog und verfärbte sich häßlich, und seine Hände ballten sich unwillkürlich krampfhaft zusammen.

„Das — — das ist Ihr letztes Wort?" keuchte er plötzlich außer sich vor Wut und Enttäuschung.

„Es tut mir leid, daß Sie davon überrascht sind, Herr Doktor, aber meine Schuld ist es nicht. Hätten Sie auf meine früheren ziemlich deutlichen Äußerungen geachtet, so wäre es nicht zu dieser peinlichen Szene gekommen. Sie haben nun auf eine offene und ehrliche Frage eine offene und ehrliche Antwort verlangt, und ich habe sie Ihnen gegeben, wahrhaftig nicht, weil ich es wünschte oder weil es mir Spaß machte, sondern weil Sie mich dazu gezwungen haben. Sie sollten und mußten wissen, woran Sie sind, Herr Doktor, und ich hoffe, daß das jetzt der Fall ist."

Er sah sie einen Augenblick lang stumm an. Sie war nicht im geringsten aufgeregt, und ihre klaren, deutlichen Worte machten eher den Eindruck, als ob sie befriedigt wäre, ihr Verhältnis zu dem Arzt endlich einmal in wünschenswerter und nicht mehr mißzuverstehender Deutlichkeit geklärt zu sehen. Aber je ruhiger sie war, um so aufgeregter erschien Gherardi. Ihre Ruhe machte ihm den Eindruck des Überlegten, des vorher Vorbereiteten. Wo er gehofft hatte, sie durch die Macht der Worte, durch den Sturm der Gefühle, die er in ihr zu erregen glaubte, zu überrumpeln, trat sie ihm mit einem kalten, wohlüberlegten Entschluß entgegen. Das empörte ihn. Er hatte sich im Lauf der Zeit zu sehr in die goldenen Träume eingelebt, zu denen ihm die zwanzigtausend Lire Rente der Frau de Mendrisi Veranlassung gegeben, als daß er sich nun hätte bei dem Gedanken beruhigen können, daß es damit nichts mehr sei. Er konnte es nicht glauben, daß ein einziges kleines Wort das lustige und lustige Gebäude seiner Hoffnungen in Trümmer stürzte. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

In Paris starb der berühmte französische Chemiker und Staatsmann **Marcellin Berthelot.** Er ist am 25. Oktober 1827 in Paris geboren, wurde 1865 Professor am Collège de France, 1876 Inspektor des höheren Unterrichtswesens, 1881 Mitglied des Senats und 1886 Unterrichtsminister. Außer als Forscher und Lehrer hat er auch als Fachschriftsteller eine sehr fruchtbare Tätigkeit entfaltet. — Die im Dock von Toulon durch Explosion der hinteren Pulverkammern erfolgte Zerstörung des **Linienschiffs „Jena"** hat die französische Kriegsflotte eines ihres schönsten und stärksten Schiffe beraubt. Bei dem Unglück verloren 118 Offiziere und Mannschaften das Leben. Die „Jena" war erst 1898 vom Stapel gelaufen, besitzt eine Länge von 122 und eine Breite von nahezu 21 Meter, der Tiefgang beträgt 8,4 Meter, die Wasserverdrängung 12,052 Tonnen. Die Maschinen von 16,500 indizierten Pferdestärken verliehen dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 18 Knoten in der Stunde. Es war mit vier 30 Zentimeter- und acht 16 Zentimetergeschützen ausgerüstet, dazu mit einer größeren Anzahl Schnellfeuerkanonen und Maschinengewehren. — Die **Eröffnung der zweiten russischen Reichsduma** im Taurischen Palast zu **St. Petersburg** war eine imposante Feier. Unser Bild stellt den Augenblick dar, in dem der zweite Vizepräsident des Reichsrats, Golubew, mit dem Reichssekretär Baron Üxküll v. Gyldenbandt die Rednerbühne betreten hat, um die Kundgebung des Zaren zu verlesen. Rechts von ihm sind die Regierungsvertreter zu sehen. Der Einsturz der Decke des Versammlungssaales hat, wie bekannt, die Tagung des Parlaments bereits nach acht Tagen unterbrochen.

Sonntagsjagd.

(Mit Bild.)

Er ist ein ganz tüchtiger Landwirt, der Heinz Krüger, aber ein tüchtiger Nimrod ist er nicht. Im Gegenteil, er ist ein Sonntagsjäger, wie er im Buche steht. Trotzdem kann er es sich nicht versagen, überall, wo es nur geht, seine Flinte loszuknallen. Heute ist er mit der Schwester und ihrer Freundin auf den schilfumsäumten See hinausgefahren. Was bewegt und regt sich dort hinten auf dem Wasser zwischen dem Schilfdickicht? Das muß wahrhaftig ein tauchendes Wasserhuhn sein, denkt Heinz. Er legt an, und der Schuß knallt. Getroffen! Und nun Hektor, schnell! Bring! Der Hund folgt dem Befehle seines Herrn. Aber, o wehe! Was ist es, das der Hund prustend herbeiträgt? Nicht ein Wasserhuhn — eine alte Bürste. Heinz läßt enttäuscht das Gewehr sinken. Die Schwester belacht, die Freundin bedauert das Mißgeschick des unglückseligen Jägers, und das wird ihn vielleicht etwas über sein Pech trösten.

Terrys Schweigen.

Erzählung aus Hinterindien. Von **M. G. Berendt.**

1. (Nachdruck verboten.)

„Wo steckt denn nur Apsur?“ fragte Mr. Morell seine Frau Bridget.

„Er ist nach Wellesley gefahren, um dort verschiedene Besorgungen für mich zu machen,“ entgegnete die junge, kaum vierundzwanzigjährige Frau.

„Er wird sich wieder betrunken haben, der braune Schuft. — Und wo ist Jemidar?“

„Er hat Terry auf ihrem Spazierritt begleitet.“

„Ich wünsche es nicht, daß beide Diener auf einmal das Haus verlassen, meine liebe Bridget, und daß du ganz allein mit den Mägden hier bleibst. Terry*) hätte ihren Spazierritt zu anderer Zeit unternehmen können, nicht jetzt, wo es so wie so bald dunkel wird.“

Bridget schwieg einen Augenblick, als wolle sie sich überlegen, ob sie überhaupt etwas sagen solle. Dann entgegnete sie: „Ich

*) Die englische Abkürzung für Therese.



Sonntagsjagd. Nach einem Gemälde von Marie Wunsch.

konnte sie nicht davon abhalten. Hätte ich ihr gesagt, sie solle mit dem Ausreiten warten oder überhaupt den Spazierritt unterlassen, so hätte sie sicherlich geglaubt, es sei Schikane von mir. Du weißt, wir stehen nicht besonders miteinander, und sie ist nur zu sehr geneigt, in jeder meiner Handlungen eine Feindseligkeit ihr gegenüber zu sehen.“

Morell strich nervös seinen Schnurrbart und schwieg. Er hatte anscheinend auf die Bemerkung seiner Frau nichts zu antworten.

Dann trat er an die Brüstung der Veranda, welche in einer Breite von ungefähr vier Meter den ganzen Oberstock seines Wohnhauses umgab, und blickte in der Richtung nach Wellesley auf die Straße, die sich zwischen der tropischen Pflanzenpracht von dem Hügel, auf dem das Wohnhaus stand, hinabzog. Mit welch verschwenderischer Fülle hatte doch die Natur ihren Segen über die Landschaft ausgestreut! Welch eine Üppigkeit des Baumwuchses, welch eine Fülle von Grün und Blüten! Von der Höhe des Hügels übersah man, so weit das Auge reichte, nur Plantagen. Kaffee, Tee, Pfeffer, Zuckerrohr wuchsen hier und dazwischen ganze Waldungen von Palmenbäumen.

Es ist ein gesegnetes Stückchen Erde, die Insel Pinang, auch Pulo-Pinang genannt, welche westlich von der Halbinsel Malakka und nördlich von Sumatra liegt. Seit länger als hundert Jahren im britischen Besitz, hat diese Insel sich nicht nur zu einem wichtigen Handelspunkt entwickelt — geht doch zum Beispiel der ganze Handel mit Zinn über Pinang —, sondern auch der Plantagenbau hat in einer Weise Verbreitung gefunden, daß jährlich viele Millionen Mark für exportierte Waren den Pflanzern zufließen.

Die Sonne stand schon niedrig am Horizont, und in kurzer Zeit würde sie ganz im Westen verschwinden. Dann brach fast ohne Dämmerung die Nacht herein.

„Es ist Essenszeit,“ sagte Morell. „Ich werde mit Terry ein ernstes Wort sprechen, um ihr dieses ungebundene Umherschweifen zu den unpassendsten Zeiten zu untersagen. Sie weiß, daß wir hier mit dem Essen auf sie warten, sie weiß ebenso genau, daß es für sie als Europäerin höchst ungesund ist, nach Sonnenuntergang sich im Freien aufzuhalten, zumal sie an das Klima noch nicht genügend gewöhnt ist, und ich halte es daher für meine Pflicht, ihr einmal ernstlich in das Gewissen zu reden.“

„Was natürlich nur den Erfolg haben wird, daß sie glaubt, ich hätte dich angestiftet, ich hätte dir mit Klagen in den Ohren gelegen, und auf meine Veranlassung vergäßest du ihr gegenüber die Pflichten der Gastfreundschaft. Ich bitte dich, Walter, laß diese Ermahnungsreden. Terry bleibt nur noch einige Monate hier, und es muß ertragen werden, wenn sie sich auch noch so launisch und eigensinnig beträgt.“

Morell sah ein, daß seine Frau recht hatte,

Humoristisches.

Vorbereitungen für die Sommersaison.



Das Echo übt seine Weisen ein.

Der Weinhändler ergänzt seine Vorräte.

Das Burggespenst erhält neue Instruktion.

Der Viehknecht probt mit der Saumagd das Liebesduett für das Bauerntheater.

Motive für Maler werden hergestellt.

Das Gemeindegefängnis wird zur Dunkelkammer.

Der Bader rüstet sich zu ausgedehnter Praxis.

Die Chausseen werden für Radler hergerichtet.

Beliebte Absturzstellen werden gepolstert,

und der Hotelier führt die Schreibmaschine ein.

und schwieg; aber seine Stimmung wurde nicht besser. Er setzte sich verstimmt zur Hauptmahlzeit nieder, die in einem der luftigen Räume des Oberstocks serviert wurde, an welchen unmittelbar die Veranda stieß.

Als das Mahl zu Ende ging, und Terry noch immer nicht zurückgekehrt war, wurde Morell ernstlich unruhig, und unwillkürlich sprang er auf, als es unten auf dem Hofe laut wurde. Es war aber, wie er von der Veranda aus bemerkte, nur Apsur, der erste Diener des Hauses, der mit seinem Eselwagen von Wellesley zurückkam und einen noch größeren Rausch hatte, als Morell schon vorher befürchtete. Der braune, bartlose Geselle, der nur mit einer leichten, buntgestreiften Hose bekleidet war, fing mit den Mägden Streit an, und schließlich mußte Morell selbst hinuntergehen und Apsur zurechtweisen. Der Bursche widersprach heftig in seinem Rausche, worauf Morell nichts anderes übrig blieb, als zu seinem Bambusrohr zu greifen. Apsur verkroch sich wimmernd in einen der Schuppen, um dort seinen Rausch auszuschlafen.

Dieser Vorgang hatte die Laune Morells natürlich nicht verbessert. Er hatte gegen seine eigenen Grundsätze gehandelt. Er schlug sonst die braunen Diener nicht, denn es war gefährlich. Die Leute vom Klingstamme sind empfindlich und rachsüchtig; sie halten etwas auf persönliche Ehre, allerdings nach Grundsätzen, die nicht diejenigen der Europäer sind. Ihre Rachsucht kennt keine Grenzen und ist selbst nach Verlauf von Jahren nicht besänftigt.

Kurze Zeit, nachdem Morell wieder ins Speisezimmer zurückgekehrt war, erschien auch Terry, die sich bei einem Besuch in der Nachbarschaft verspätet hatte. Sie erklärte lachend, die Sache habe nichts weiter auf sich, denn die männlichen Mitglieder der englischen Familie, bei der sie einen Besuch gemacht, hätten sie bis in die Nähe der Plantage zurückbegleitet. Sie schien auch kein Wort der Entschuldigung über ihr verspätetes Kommen für nötig zu halten, und Morell stand in seiner gereizten Stimmung schließlich schroff vom Tische auf und ging in den Nebenraum, um sich dort mit Lesen zu beschäftigen.

Hier brannte eine Deckenlampe. Die Jalousien nach der Veranda zu waren heruntergelassen, damit keine Insekten durch das Licht angelockt würden und eindrangen, und es war infolgedessen in dem Gemach ziemlich schwül. Der Raum war als Bibliothek eingerichtet, welche in England und seinen Kolonien zum Inventarium eines wohlhabenden Hauses gehört. In der Mitte unter der Deckenlampe stand ein großer Tisch, umgeben von Rohrstühlen; Karten und Bilder schmückten die Wände, an denen niedrige Gestelle mit Büchern standen. Ein Glasschrank enthielt die Bücher, welche dem Hausherrn besonders wertvoll waren. In der Einsamkeit des Koloniallebens ist das Lesen meist der einzige Genuß, der einzige Vermittler mit der Kultur des Heimatlandes, und deshalb findet man in den Häusern der Plantagenbesitzer allenthalben Bücherschätze, die man dort gar nicht erwarten sollte. Es waren für Morell die angenehmsten Stunden des Tages, sich in sein Bibliothekzimmer zurückzuziehen und in dem Glasschrank, der seine Lieblingswerke enthielt, herumzusuchen, bis er ein passendes Buch fand, und dann sich behaglich an den Tisch zu setzen und zu lesen.

Dies tat er auch heute.

„Es muß hier Ordnung gemacht werden," murmelte er vor sich hin, als er sah, daß in den untersten Fächern des Glasschrankes die Bände durcheinander lagen. Nicht ohne Mühe suchte er das Buch, das er wünschte, heraus und setzte sich an den Tisch.

Sein Fortgehen hatte im Speisezimmer nicht besonders erheiternd gewirkt. Mit bösem Blick sah ihm Terry nach, und ihre kalten grauen Augen konnten einen recht gehässigen Ausdruck annehmen. Sie war eine üppige Blondine im Anfang der dreißiger Jahre, hatte sich aber noch sehr gut erhalten. Der nächste böse Blick Terrys galt der Hausfrau, denn sie war überzeugt, diese habe in ihrer Abwesenheit Morell gegen sie aufgehetzt. Sie gefiel sich deshalb in eisigem Schweigen. Bridget fühlte sich in ihrer Würde als Hausfrau schließlich derartig gekränkt, daß auch sie ohne ein Wort das Speisezimmer verließ.

Terry aß die Gerichte, die ihr aufgetragen wurden, allein und gab sich dabei ihren Betrachtungen hin. Vor ungefähr zehn Jahren, als sie noch ein junges und recht hübsches Mädchen war, hatte ihr der Vetter Walter Morell in England stark den Hof gemacht. Sie hatte ihn aber damals ziemlich schlecht behandelt, denn sie hatte andere Verehrer, die ihr begehrenswerter schienen. Dann war Morell nach Indien gegangen und hatte von dort ihr fortlaufend Briefe geschrieben, aus denen sie ersehen konnte, wie sehr er ihr immer noch zugetan war. Im fernen tropischen Lande hatte er sich in seiner Phantasie aus Terry ein Ideal gemacht, das er anbetete, während es doch von Jahr zu Jahr weniger der Wirklichkeit glich. Endlich hatte Morell Terry mitgeteilt, er sei nunmehr Besitzer einer schuldenfreien Plantage, so daß er sich als wohlhabender Mann betrachten könne, und nunmehr bäte er um ihre Hand. Terry hatte zwar seine Werbung abgelehnt, aber ihm nicht alle Hoffnung genommen. Sie stand nahe vor einer Verlobung, die ihr wertvoller war als die Werbung des Vetters draußen auf der Insel im fernen Indischen Ozean. Aber wie Terry schon viele Hoffnungen hatte begraben müssen, so ging es ihr auch mit dieser letzten. Die Sache zerschlug sich nach längerer Zeit, niemand wollte mehr anbeißen, und die nun Dreißigjährige sah, daß in England für sie nichts mehr zu hoffen sei. Durch den Tod ihrer Mutter war sie selbständig geworden, und so kam ihr der Gedanke, sich ohne weiteres auf den Weg nach der Insel Pinang zu machen, um dort im Hause des Vetters zu erscheinen, der sie mit der Treue eines Ritters Toggenburg so lange umworben hatte und wohl auch jetzt noch frei sein würde.

Die Enttäuschung, die sie erfuhr, als sie in das Haus kam, war allerdings grausam. Sie fand Walter glücklich verheiratet mit der hübschen und liebenswürdigen Tochter eines benachbarten Plantagenbesitzers.

Das Erscheinen Terrys versetzte alle beteiligten Personen in eine sehr unangenehme Lage. Terry war enttäuscht, ihre letzte Hoffnung war dahin, und sie hatte sich lächerlich gemacht, denn Walter wußte ohne Zweifel, weshalb sie gekommen war. Für den Hausherrn war die Lage ebenfalls sehr unangenehm. Zwischen dem Wesen, das er ehemals geliebt hatte, und das jetzt so ganz und gar nicht mehr dem früheren Ideal entsprach, das durch ihr herrisches und launenhaftes Wesen ihm sogar täglich unangenehmer wurde, und zwischen der Frau, die er geheiratet hatte und von Herzen liebte, mußte er leben und stündlich gewärtig sein, daß er bald hier bald dort durch ein an sich ganz harmloses Wort Anstoß erregte, Grund zur Verstimmung gab oder sogar Vorwürfe für sich heraufbeschwor. Bridget wußte von der schwärmerischen langjährigen Neigung ihres Mannes zu Terry und betrachtete selbstverständlich vom ersten Tage an den Gast mit einer leicht verzeihlichen Eifersucht.

Man macht nicht eine Reise von England nach Pinang, um nach drei Tagen wieder fortzufahren. Schon um der Nachbarschaft keinen Grund zu Redereien zu geben — es wird in dem eng begrenzten Verkehrskreise der Plantagenbesitzer viel geklatscht — und um auch Terry einen sogenannten „guten Abgang" zu verschaffen, behielt sie der Vetter einige Monate lang in seinem Hause. Terry machte Bekanntschaften in der Umgegend, und da eine Familie, in der sie viel verkehrte, in einem Vierteljahre nach England zurückkehren wollte, schob auch Terry ihre Abreise so lange auf, um auf der langen Fahrt nach der Heimat Anschluß zu haben.

Eine andere Natur hätte es vielleicht nicht über sich gebracht, unter so eigentümlichen und peinlichen Verhältnissen im Hause des Vetters auszuharren, aber Terry besaß einen nicht nur leidenschaftlichen, sondern auch bösartigen Charakter. Es machte ihr geradezu Vergnügen, ihrer siegreichen Nebenbuhlerin und dem Manne, der sie verschmäht hatte, Ungelegenheiten zu bereiten, und sie bedauerte nur, keine Gelegenheit zu haben, um sich für die erlittene Enttäuschung empfindlicher zu rächen.

2.

Sammi heißt der Gott der Leute vom Klingstamme, die der großen Völkergenossenschaft der Tamulen angehören. Sie sind Hindus, aber ihre religiösen Begriffe weichen von denen des Festlandes stark ab. Ihre Religion ist ein Gemisch von Heidentum und Brahmanentum. Dem Gotte Sammi heilig ist die Brillenschlange, welche auch auf Pinang vorkommt und bis zur Länge von anderthalb Meter heranwächst. Viele Einwohner verstehen es übrigens, sie zu zähmen. Im allgemeinen aber ist sie höchst gefährlich, und ihr Biß tötet kleinere Tiere in wenigen Minuten, Menschen, wenn nicht Hilfe kommt, schon nach einer Stunde. Die Brillenschlange beißt nur, wenn sie gereizt wird; aber schon die Annäherung eines Menschen veranlaßt sie, sich aufzurichten, den Hals aufzublasen, so daß er wie ein Schild oder wie ein Hut aussieht — daher auch der Name Hutschlange — und blitzschnell auf den Gegner loszuschießen.

Auch Apsur gehörte zu den Schlangenbändigern, deren Wissenschaft und eigentümliche Kunst sich durch mündliche Überlieferung in den betreffenden Familien fortpflanzt. Ein heiliger Eid verbietet den Tamulen, jemals einem Uneingeweihten etwas von dieser Wissenschaft zu verraten. Die europäischen Gelehrten, welche die Schlangenbändiger bei ihrer Tätigkeit beobachtet haben, behaupten allerdings, der größte Teil der Kunst dieser Leute bestände darin, daß sie mit den Lebensgewohnheiten der Tiere außerordentlich vertraut seien. Für den, der die Brillenschlange zu behandeln weiß, dem genau bekannt ist, wo er sie anzufassen hat, wie sie zu beruhigen ist, und wie man sich zu verhalten hat, um sie nicht zu reizen, soll sie ganz ungefährlich sein.

Die Schlangenbeschwörer sind auch im Besitz eines sogenannten Schlangensteins, der gegen Bisse des giftigen Reptils angewendet wird. Dieser Schlangenstein ist kein Naturprodukt, und seine Zusammensetzung und Herstellung ist Geheimnis. Sein hauptsächlichster Bestandteil soll gebrannter Knochen sein. Legt man den Stein auf die Wunde, so wirkt er schwammartig; er saugt sich wie ein Schröpfkopf an und zieht das Gift heraus.

Apsurs Fähigkeit als Schlangenbändiger war mit die Veranlassung, daß ihn Walter Morell im Dienst behielt, trotzdem er schon oft willens gewesen war, ihn fortzujagen.

Apsur schützte nämlich das Haus vor den Brillenschlangen. Er brauchte dazu gar keinen Zauber, sondern er tat nur, was die Eingeborenen von Pinang gewöhnlich tun, um sich gegen die Brillenschlangen zu schützen: er legte in der Nähe des Hauses Futterplätze für sie an, wo sie so reichliche Nahrung fanden, daß sie nicht nötig hatten, auf Raub auszugehen und zu diesem Zwecke in die Häuser zu kommen. Abzugsgräben sind ein sehr beliebter Aufenthaltsort der Brillenschlange, welche Feuchtigkeit für ihr Leben braucht, und in den Abzugsgräben in der Nähe des Wohnhauses hatte Apsur seinen „Schlangenpark". In mondhellen Nächten saß er hier stundenlang und sang ihnen sonderbare Weisen vor. Dorthin brachte er ihnen täglich in den Abendstunden ihr Futter; denn besonders mit Einbruch der Dämmerung wird die Brillenschlange unruhig und geht auf Raub aus.

— — — — — — — — — —

Es war drei Tage, nachdem Apsur von seinem Brotherrn gezüchtigt worden war. Nachmittags war Morell mit seiner Frau und Terry ausgeritten. Sie hatten sich zwar zusammen aus dem Hause entfernt, aber ihr Ziel war nicht dasselbe. Morell und Bridget machten einen Besuch in ziemlicher Entfernung, während Terry zu der Familie in der nächsten Nachbarschaft ritt, mit der sie so viel verkehrte und mit der sie zusammen die Rückfahrt nach England antreten wollte.

Terry kehrte schon in der Abenddämmerung nach Hause zurück. Sie verweilte ein wenig auf der Veranda und kehrte dann in das Speisezimmer zurück. Sie wollte den Vorhang zu der Tür, welche ins Bibliothekzimmer führte, gerade zurückschlagen, um dort einzutreten, als sie bemerkte, daß von der entgegengesetzten Seite lautlos Apsur hereinschlich. Er trug ein Körbchen mit einem Deckel und schlich bis zum Bücherschrank. Der Schlüssel steckte im Schloß. Apsur öffnete die Tür, schob das Körbchen in das Innere des Schrankes und zog es nach einiger Zeit wieder heraus. Dann verschloß er leise die Tür des Bücherschranks und verschwand wieder.

Als er fort war, trat Terry ebenfalls in das Bibliothekzimmer ein und näherte sich vorsichtig dem Bücherschrank. Hinter den Glasscheiben des unteren Teils der Tür sah sie einen Körper dahingleiten, und als sie vorsichtig an das Glas klopfte, bemerkte sie deutlich, wie eine Brillenschlange sich aufrichtete und ihr eigentümliches Zischen hören ließ, welches stets bedeutet, daß sie gereizt ist.

Terry wußte sofort, was vorgegangen war und welch fürchterliche Rache der geprügelte Apsur an seinem Herrn nehmen wollte. Er kannte die Lebensgewohnheiten Morells nur zu genau. Er wußte, daß dieser sich jeden Abend nach dem Bibliothekzimmer zurückzog, um dort zu lesen. Wenn Morell heute den Bücherschrank öffnete, wenn er hineingriff, um eines der Bücher herauszuholen, dann schnellte die gereizte Schlange empor und —

Terry eilte zu jenem Teil der Veranda, der nach dem Hof hinaus lag. Sie sah, wie Apsur auf seinem Esel gerade davonritt. Er wollte wahrscheinlich nicht dabei sein, wenn das Unglück geschah; er wollte auch nicht zur Hand sein, wenn man ihn etwa rief, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Der Mann, der ihn geschlagen und mißhandelt hatte, sollte ohne Rettung dem Tode verfallen sein.

Terry ging wieder zurück bis an den Eingang des Bibliothekzimmers. Sie dachte nach. Zum Glück hatte sie gesehen, was der rachsüchtige Tamule plante, und sie konnte Morell warnen. Sie wurde seine Retterin, sie, die er verschmäht hatte. Sie wollte glühende Kohlen auf sein Haupt sammeln, er sollte beschämt vor ihr dastehen, vor ihr, seiner Lebensretterin.

So weit war Terry mit ihren Gedanken gekommen, als sie die Stimme Bridgets von der Verandatreppe her hörte. Die junge Frau kam eilig herauf und unterhielt sich offenbar mit jemand, der zurückblieb oder ihr in größerer Entfernung folgte.

Jetzt stand sie drüben im Eingang zum Bibliothekzimmer im Rahmen der Tür, an derselben Stelle, an welcher vor kurzer Zeit Apsur mit seinem Körbchen gestanden hatte. Und wie er, so eilte Bridget jetzt nach dem Bücherschrank.

Ein Zittern durchlief Terrys Körper, ein Gedanke schoß durch ihr Hirn. Wenn sie jetzt schrie, wenn sie Bridget warnte, so war diese gerettet. Wenn sie schwieg, so war Bridget verloren.

Sie *sollte* verloren sein! Wie Wonne zog es durch Terrys Herz. Die Nebenbuhlerin, die ihr im Wege war, sollte sterben.

Ein gellender Schrei Bridgets, die den Bücherschrank soeben geöffnet hatte. Eine große Schlange mit grünlich schillernden Augen schoß hervor, aber an der durch die Schranktür halb gedeckten Bridget vorbei in das Zimmer hinein und nach der Tür zur Veranda, in der Terry lauschte. Im nächsten Augenblick befand sich die Brillenschlange mit aufgeblähtem Halse auf dem Stuhle vor Terry. Diese stieß vor Überraschung und Entsetzen einen wilden Schrei aus. Ein Zischen der Schlange, ein Vorschnellen des Oberkörpers des giftigen Reptils, und tief gruben sich dessen Zähne in die zum Schutz und zur Abwehr vorgehaltene rechte Hand Terrys ein.

Sie empfand noch den schmerzhaften Biß, dann umnachteten sich ihre Sinne. Noch ein Gedanke aber schoß ihr durch das Gehirn, bevor sie das Bewußtsein verlor: „Das ist der Lohn! Nicht Bridget stirbt, sondern du selbst."

3.

Morell und seine Frau waren auf ihrem Nachhausewege von ihren Bekannten begleitet worden. Das Gespräch hatte sich auf den englischen Dichter Addison gelenkt, und man geriet in einen scherzhaften Streit über den Wortlaut einer Stelle aus seinen Werken. Am Hause angelangt, eilte Bridget schnell hinauf in die Bibliothek, um den betreffenden Band von Addison herauszusuchen und durch Prüfung der streitigen Stelle die Sache zu entscheiden.

Morell mit dem befreundeten Ehepaar folgte ihr langsam. Als die Herren den Schreckensschrei Bridgets und gleich darauf den Terrys hörten, eilten sie erschrocken herzu. Morell tötete die Brillenschlange, die an der ohnmächtigen Terry Hand hing, durch ein paar wuchtige Schläge mit einer Eisenstange, die er aus dem unteren Teil eines Vorhanges, wo sie als Beschwerung gedient hatte, mit großer Geistesgegenwart hervorzog.

Man suchte Terry aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Morell rief nach Apsur, erfuhr aber zu seinem Schrecken, daß dieser fortgeritten sei. Es wurde Rum herbeigebracht, da Alkohol das beste Gegenmittel gegen Schlangenbisse ist und auch bei dem Biß der europäischen Kreuzotter unfehlbar wirkt. Man flößte Terry etwas Rum ein, und als sie zu schlucken begann, wurden die Quantitäten, die man ihr eingoß, immer größer. Endlich schlug sie auch die Augen auf.

„Apsur hat es getan," war das erste Wort, das sie, noch halb bewußtlos, stammelte. „Er hat die Schlange in den Schrank gesteckt, ich sah es."

„Unglückliche," rief Morell, „weshalb hast du nicht Lärm geschlagen? Diese Nachlässigkeit kostet dir dein —" er schwieg, erschreckt über seine eigenen Worte.

„Mein Leben," schrie Terry, „kostet es, ich weiß es. Aber *sie* sollte sterben, *sie*!" dabei wies sie auf Bridget.

„Du redest irre, Terry," versetzte Morell, aber das immer erregter werdende Weib war nicht mehr zu beruhigen. Wut, Verzweiflung, verunglückte Rache, Todesangst beraubten sie des klaren Denkens.

„Dieses Weib sollte sterben, ich *wollte* es, ich warnte sie nicht, ich empfand es wie Wonne, daß die Schlange sie verwunden würde. Aber es sollte nicht sein, und mich trifft nun der Tod."

Dann verfiel sie in Krämpfe, die Vorboten des Todes, wie die Umstehenden glaubten.

Jemidar, der andere Diener des Hauses, war natürlich auch in den Oberstock geeilt, als von dort die Hilferufe ertönten. Mit Hilfe zweier Stäbchen öffnete er den Rachen der erschlagenen Brillenschlange und prüfte ihn.

„Sahib," wendete er sich jetzt an Morell, „die Schlange hat keine Giftzähne, sie sind ihr ausgebrochen. Entweder hat Apsur sich vergriffen, als er die Schlange aussuchte, oder er wollte den Sahib nicht töten, sondern nur erschrecken."

„Aber die Krämpfe?" entgegnete Morell.

„Nur der Schreck, Sahib, der Schreck über den Biß und die Furcht vor dem Tode. Es wird der Herrin nichts geschehen."

— — — — — — — —

In der Tat war schon drei Tage später Terry mit ihrem ganzen Gepäck auf dem Wege nach Georgetown, der Hauptstadt der Insel, um von dort den nächsten Dampfer nach Europa zu benutzen.

Jemidar nahm sich des Schlangenparkes an und fütterte die Schlangen weiter. Bald verkaufte Morell die ihm verleidete Plantage und zog sich mit seiner Frau nach England zurück. Terry begegneten sie dort nicht mehr, sie war nach Australien ausgewandert und sollte dort sich noch immer auf der Suche nach einem Manne befinden.

Apsur kann man noch heute als Schlangenbeschwörer in Singapur sehen.

Mannigfaltiges.

Der Pseudo-Kurfürst. — Der Verleger des Pariser „Figaro", M. Villemessant, machte mit dem Schriftsteller A. Wolff und zwei Redakteuren im Jahre 1866 eine Reise nach dem Kriegsschauplatz am Main. Um die Zeit, da die Gefangennahme des Kurfürsten von Hessen erfolgte, kamen sie in ein stattliches Dorf des ehemaligen Kurfürstentums. Die Reisenden waren, da sie lange nichts genossen hatten, tüchtig hungrig und freuten sich nicht wenig auf die Mahlzeit, die sie in dem Wirtshause des Dorfes einzunehmen hofften. Aber, o weh! während sie in das Dorf fuhren, kam zu gleicher Zeit ein Regiment preußischer Kürassiere eingerückt.

„Die werden alles aufessen," meinte Villemessant besorgt, „und wir können vor Hunger sterben." Und so schien es in der Tat. Die Offiziere traten in das Wirtshaus und ließen sich auftischen, was vorhanden war.

Aber Albert Wolff ließ sich nicht entmutigen. „Laßt mich nur machen," beruhigte er, stieg aus, nahm den Wirt beiseite und sagte zu ihm: „Euer Land hat ein großes Unglück betroffen, der Kurfürst ist Gefangener der Preußen."

„Sind Sie dessen sicher?" fragte der Wirt erblassend.

„Natürlich," erwiderte Wolff mit Nachdruck; „ich bin dessen so gewiß, als ich weiß, daß jener Herr dort" — und dabei deutete er auf Villemessant — „euer Kurfürst ist. Sie sehen doch, daß diese preußischen Kürassiere uns eskortieren!"

„Und der preußische Oberst,“ rief der Wirt unwillig, „kann mit seinen Offizieren frühstücken, ohne dem Kurfürsten etwas anzubieten?“

„Bedenken Sie,“ meinte Wolff, „daß Seine Hoheit von dem Feinde nichts annehmen würde.“

„Das ist richtig,“ stimmte der Wirt zu, indem er einen scheuen Blick auf den vermeintlichen Kurfürsten warf, „ich werde Ihnen in meinem Schlafzimmer auftragen. Lassen Sie den Kurfürsten eintreten, es ist eine große Ehre für mich.“

Villemessant, von seinem Reisegefährten durch einige leise gesprochenen Worte instruiert, stieg aus dem Wagen und nahm die erforderliche Haltung an. Der Wirt machte seine tiefste Reverenz und geleitete die Reisenden mit entblößtem Haupte in das Haus. Der „erlauchte“ Gefangene beobachtete ein weises Stillschweigen, was ihm um so leichter wurde, als er nicht ein einziges Wörtchen Deutsch verstand. Er ersetzte die Rede durch ausdrucksvolle Pantomime. In dem Augenblick, wo der Wirt sein schönstes Huhn auftrug, lächelte ihm Herr v. Villemessant gnädig zu und deutete auf sein Knopfloch, als wenn er sagen wollte: „Wenn ich jemals auf den Thron meiner Väter zurückkehre, wird es mein erstes Regierungsgeschäft sein, dir eine Ordensdekoration zu verleihen.“

Als die kleine Gesellschaft beim Dessert war, erschallte ein Trompetensignal; der preußische Oberst hatte den Befehl zum Aufbruche gegeben, und die vier Franzosen mußten nun wohl oder übel auch fort. Um die Täuschung zu vervollständigen, warf Herr v. Villemessant einen Friedrichsdor in die Mütze seines „Untertanen“, welcher darauf die Hand des falschen Kurfürsten ergriff und sie respektvoll küßte. Ohne Zweifel ging ihm diese Szene sehr zu Herzen, denn in seinen Augen schimmerten Tränen.

Die Franzosen bestiegen den Wagen gerade in dem Moment, als die Reiter im Sattel saßen, und von den Kürassieren eskortiert, wie man gekommen war, verließ man das Dorf. [C. T.]

Seltsame Ursachen zum Reisen. — Um stets frisch gepflückte Erdbeeren essen zu können, reist der englische Millionär John K. Hampton das ganze Jahr hindurch von einem Erdteil zum anderen. Schon als er noch in Liverpool an der Börse spekulierte und Tag und Nacht arbeitete, um Gold zusammenzuraffen, war es sein größtes Vergnügen, nach dem er sich neun Monate im Jahre sehnte, im Frühjahr frischgepflückte Erdbeeren zu verspeisen. Im Jahre 1891 gelang es ihm, durch eine außerordentlich glückliche Spekulation ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, das sich im nächsten Jahre verdreifachte, so daß er es für unnötig hielt, noch länger zu arbeiten. Es war im September, als er sich von den Geschäften gänzlich zurückzog, und sofort reiste er nach Kairo, wo zu dieser Zeit frische Erdbeeren zu haben sind. Von Kairo begab er sich nach Algerien, durchreiste dann Spanien von Süden nach Norden, Frankreich in gleicher Weise, so daß er zur Zeit, als die Erdbeerzeit in Frankreich zu Ende war, nach England hinüberreisen konnte, wo sie begann, um endlich im August in Schottland zu sein und am Ende dieses Monats oder am Anfang des Septembers wieder nach Kairo zu fahren und so seine Reise wieder von neuem zu beginnen.

Im Gegensatz zu diesem Millionär, der dem Sommer nachreist, flüchtet ein anderer vor dem Herbst. Im Jahre 1887 lebte Herr Frederik Macdonald als glücklicher Mann mit seiner Frau, zwei blühenden Söhnen und einer Tochter in Edinburg. Zwei Jahre später war er ein kinderloser Witwer. Seine Frau erkältete sich während einem der kalten schottischen Herbstnebel und starb nach kurzer Krankheit. Seine Söhne verunglückten bei einer Bootfahrt auf der Themse in einem dichten Nebel, und endlich starb seine Tochter, die er in einem Pensionat zu Dresden untergebracht hatte, an einer Erkältung, die sie sich bei einem Erntefest, zu welchem sie von einer Pensionsfreundin geladen worden war, zugezogen hatte. Seit der Zeit wandert Macdonald vom Gram gebeugt über den ganzen zivilisierten Teil der Erde, denn er hat geschworen, niemals wieder einen Herbst sehen zu wollen.

Nur dem Winter nach reist die Witwe des Millionärs Humphrey D. Jones, der vor einigen Jahren in London starb. Und damit hat es folgende Bewandtnis. In seinem Testament vermachte der Millionär seiner Witwe ein jährliches Einkommen von 20,000 Pfund unter der Bedingung, daß sie jedes Jahr den Winter in einem anderen europäischen Lande zubringen und hier in den großen Städten persönlich an Arme und Kranke Almosen austeilen und milde Stiftungen unterstützen sollte. Zu diesem Zweck hinterließ er ihr noch 15,000 Pfund außer ihrem Einkommen. Er erklärte in seinem Testament, daß er in seiner Jugend oftmals ohne einen Heller in der Tasche durch alle Länder Europas gewandert sei. Im Sommer hätte er sich überall eine Mahlzeit verdienen können, und ein besseres Bett als eine Schütte Stroh oder einen Heuhaufen unter Gottes freiem Himmel könne er sich im Sommer nicht denken. Im Winter dagegen hätte er in fast allen Ländern gehungert, und mehr als einmal hätten mitleidige Menschen ihn halberfroren auf der Landstraße aufgehoben und verpflegt. Aus diesem Grunde sollte seine Witwe in jedem Winter, der harten Zeit für die Armen und Elenden, ein anderes Land aufsuchen und Gutes tun, so viel sie nur könnte. [W. St.]

Eine boshafte Antwort. — Der in den dreißiger Jahren an der Berliner Hofoper angestellte Bassist Zschiesche war auf Lebenszeit engagiert. Als der neue Generalintendant v. Küstner sein Amt antrat, verfügte er allerlei Maßregeln, die dem Bassisten nicht paßten und von diesem daher einfach unbeachtet gelassen wurden.

Nach mehrfachen Verweisen riß endlich dem Intendanten, der nicht wußte, daß Zschiesches Kontrakt lebenslänglich dauerte, die Geduld. Er ließ ihn zu sich kommen und herrschte ihn mit den Worten an: „Herr Zschiesche, da Sie meinen Wünschen zu folgen sich weigern, so müssen wir uns, so leid es mir tut, trennen.“

Im Tone des tiefsten Bedauerns entgegnete Zschiesche: „Ei was? Wollen uns der Herr Intendant denn wirklich schon wieder verlassen?“ [W. H.]

Pontresina und Bernina.

(Mit Bild.)

Pontresina im Oberengadin ist der Sammelpunkt für alle Hochtouristen, die ihre Kunst an der Berninakette erproben wollen. Pontresina liegt in 1803 Meter Höhe und zieht sich 1½ Kilometer lang am rechten Ufer des Flazbachs aufwärts und besitzt zahlreiche Gasthöfe vornehmer, aber auch wohlfeilerer Art. Gewaltig steigt in nächster Nähe des Dorfes die Berninakette auf, die mit ihren schneegekrönten Gipfeln und ihren Gletschern kaum hinter der vielbewunderten Monte Rosa-Gruppe zurückbleibt. Aber auch für den, der sich nicht in die schwindelnde Höhe hinaufwagen will, ist Pontresina eine treffliche Erholungsstätte, die in schönen Waldpromenaden und durch die Ausflüge auf die verschiedenen Aussichtspunkte mannigfache Abwechslung bietet.



Pontresina und Bernina.
Nach einer Photographie von Fr. Wucherer in Augsburg.

Füll-Rätsel.

In der nachstehenden Figur sind die fehlenden Buchstaben in der Weise einzusetzen, daß die wagrechten Reihen bezeichnen:

	I		A	Vom Theater eine Dame,
	G		N	Ein bekannter Männername,
	I		G	Ohne Anfang, ohne Ende,
	I		Z	Feuchten Waldesbodens Spende,
	Z		N	Vielfach in der Luft enthalten,
	E		I	Kündend einst der Sterne Walten,
	A		O	In der Pyrenäen Lande,
	R		N	Dicht an Frankreichs Grenzenrande,
	A		M	Sanftmut stets symbolisierend,
	E		R	Sich als Stadt dir präsentierend,
	M		R	Fern im Osten einst am Ruder,
	E		N	Froh begrüßt vom Kegelbruder.

Hast du's gelöst, lies ohn' Verweilen
Nun von den vertikalen Zeilen,
Wie das bei Rätseln oftmals Sitte,
Sowohl die erste als die dritte
Und zwar von oben stets nach unten,
Dann, Leser, hast du's bald gefunden,
Und eine Oper, voll Humor,
Schlägt fröhlich klingend an dein Ohr.

Auflösung folgt in Nr. 17.

Scharade. (Dreisilbig.)

Wenn jeder etwas wen'ger schätzte
Sein erstes hier auf dieser Welt,
Für andre mehr beiseit' es setzte,
Wär' vieles besser wohl bestellt.

Ein wunderbarer Reiz der zweiten
Für Ewigkeit sich fest verband,
Und dieser wird von allen Leuten
In vollem Maße anerkannt.

Es zeigt dir den Planet die dritte,
Der sich um unsre Erde dreht,
Schon über seines Glanzes Mitte,
Doch eh' er voll am Himmel steht.

Wem diente jemals es zum Ruhme,
Wenn er sich wie das Ganze nährt
Vom Raube! Doch im Altertume
Ward es als heilig hoch verehrt.

Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösungen von Nr. 15:

des Bilder-Rätsels:
Wer nicht verständig reden kann,
Dem steht das Schweigen besser an;

des Rätsels: Selma — Amsel;

des Logogriphs: Dachs, Dach, ach!

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.